

Anke dachte, wie schön es war, hier so zu sitzen, an die Schulter eines Mannes gelehnt, der ihr durch seine bloße Anwesenheit eine erstaunliche Ruhe vermittelte; was damit zu tun haben mochte, dass sie sich seines Begehrens sicher war. Sie erschrak bei diesem Gefühl, denn sie wollte an Robert nichts finden, was sie an ihn binden könnte. Es war schließlich unausgesprochene Grundvoraussetzung ihrer Affäre, keine Besitzansprüche zu stellen und diese Verbindung jederzeit ohne Angabe von Gründen oder Schuldzuweisungen auflösen zu können. Deshalb sprachen sie nie über die Zukunft oder über seine Familie. Ihre Begegnungen waren dem Alltag heimlich gestohlene Momente.

Ihretwegen hätte Robert auch ein durchtriebener Gauner sein können. Es ging ihr schließlich nicht darum, eine Beziehung mit ihm zu führen. Leider war er das aber nicht, im Gegenteil. So wie jetzt war sie noch nie bei ihm gewesen. Meistens verabschiedeten sie sich mit einem hastigen Kuss und sahen sich dann tagelang nicht. Diesmal hatte er in ihrem Bett geschlafen. Und sie saß an einem Sonntagvormittag auf seiner Couch. Um Gottes Willen, dachte Anke, ich muss sofort abhauen.

Anke hob den Kopf und rückte ein Stück von Robert ab. Sie wollte gehen. Überrascht sah er sie an und schob seine schwarz gerahmte Brille die Nase hinauf.

»Was ist los, Anke?«

Sie mochte es viel zu sehr, ihren Namen aus seinem Mund zu hören. Erneut stellte sie fest, wie besonders es war, den eigenen Namen von einer anderen Person ausgesprochen zu hören. Als würde man erst dadurch existent.

»Nichts. Ich muss nur wieder hinüber. Aufräumen«, antwortete sie.

Robert schob den Laptop von seinem Schoß auf den Couchtisch. »Bleib doch noch ein bisschen hier – es ist Sonntag, du kannst den ganzen restlichen Tag aufräumen«, sagte er und begann, vorsichtig ihren Hals zu küssen. Er wusste genau, dass Anke das mochte; er kannte ihren Körper wie eine Seekarte, die er ausführlich genug studiert hatte, um immer auf dem von ihr gewünschten Kurs zu bleiben.

Anke zögerte, innerlich und äußerlich. Sie wollte bleiben. Zugleich wollte sie den Sonntagvormittag auf keinen Fall mehr mit Robert verbringen; denn sie stellte sich plötzlich vor, wie er ihn sonst verbrachte: Wahrscheinlich blieb er mit seiner Frau lange im Bett, bis die Kinder zu ihnen unter die Decke krochen. Dann frühstückten sie ausgiebig gemeinsam mit Orangensaft, Palatschinken und hausgemachter Marmelade. In ihrer Vorstellung sah die Szenerie dabei aus wie in einem Werbeprospekt.

Anke entzog sich ihm behutsam. »Hör auf! Wenn ich jetzt nicht gehe, dann räumt Marie alles allein auf.«

Robert fuhr mit seinem Zeigefinger ihr Rückgrat auf und ab – auch das mochte sie. Lachend schob sie seine Hand weg. »Behalt deine Finger bei dir«, tadelte sie ihn liebevoll.

Robert bemerkte, dass sie es ernst meinte. So gut konnten sie mittlerweile ineinander lesen. Zu gut.

Er nahm seine Brille ab und klappte den Laptop zu. Dann begann er, herumliegende Legosteine einzusammeln. Ein Verhalten, das Anke bereits von ihm kannte. Wenn sie

vorhatte zu gehen und er sich dadurch zurückgewiesen fühlte, überfielen ihn meistens Gedanken an die eigentliche Realität, in der er lebte und die er zu vergessen schien, wenn sie zusammen waren. Dann begann er damit, aufzuräumen, den Geschirrspüler zu befüllen, die Betten der Kinder zu machen. Als wollte er sich dadurch an seine tatsächlichen Aufgaben erinnern, als wollte er sich mit diesen Alltagshandlungen an sein eigenes Versagen als Vater und Ehemann und an den begangenen Verrat an seiner Familie heranführen. Zugleich keimte in Anke dadurch stets ein schlechtes Gewissen seiner Familie, aber auch ihm gegenüber auf, weil sie im Begriff war, ihn mit diesen Schwierigkeiten alleinzulassen.

Anke wusste um das Bedrückende dieser Gedanken. Er hatte ihr mehr als einmal deutlich gemacht, was er um ihretwillen in Kauf nahm und aufs Spiel setzte. Anke legte Robert ihre Hand auf den Rücken, und als er sich aufrichtete, verabschiedete sie sich.

»Bis bald«, sagte sie.

»Bis bald«, antwortete er und zog sie in eine kurze Umarmung. Sie konnte seine Bartstoppeln an ihrer Wange spüren.

Beide wussten nicht, wann »bald« sein würde. Sie vereinbarten niemals Zeitpunkte. Ihre Begegnungen fanden spontan, aus einer Laune und sich bietenden Gelegenheit heraus statt und endeten meistens genauso hastig, weil die kurzen Zeitfenster sich schnell wieder schlossen. Diese Eile brachte eine angenehme Aufregung mit sich, eine gewisse Exklusivität.

Anke stieg über den Balkon zurück in ihre Wohnung. Heute hätte sie vielleicht auch die Wohnungstür nehmen können, aber sie wollte kein Risiko eingehen, und vor allem wollte sie keinesfalls die engen Grenzen überschreiten, in denen sie sich bewegten und die ihr in ihrer Unverbindlichkeit Sicherheit gaben.

Zu ihrem Leidwesen fand Anke die Wohnung leer vor. Sie hätte sich gern von Mollys Fröhlichkeit anstecken lassen oder den Widerpart zu Maries Ernsthaftigkeit gegeben. Auf sich allein gestellt überfiel sie plötzlich eine große Leere. Zweifel an ihrer Arbeit kamen ihr in den Sinn, Zweifel an ihrer Art, Beziehungen zu leben, Zweifel an allen Entscheidungen, die sie bisher als Erwachsene getroffen hatte beziehungsweise zu denen sie sich hatte treiben lassen. Nachdem die anfängliche Euphorie über Fernsehen im Bett und unlimitierten Süßigkeitenkonsum abgeklungen war, hatte sich herausgestellt, dass Eigenständigkeit weit herausfordernder war, als sie als Jugendliche, die von zu Hause weg wollte, angenommen hatte.

Sie beschloss, heute ihre Eltern in deren Gasthaus zu besuchen, vielleicht ein bisschen zu kellnern, mit den Stammgästen zu schäkern und ohne große Gedanken Bier zu zapfen.

Es ist eine Affäre, es ist nur eine Affäre, dachte sie ein ums andere Mal, während sie ein paar Gläser abwusch, die nicht mehr in den Geschirrspüler gepasst hatten. Es ist keine große Sache, dachte sie weiter. Aber leider sind Gefühle nun mal immer eine große Sache.

Nachdem sowohl Molly als auch Anke die Wohnung verlassen hatten, stellte Marie ihr Frühstücksgeschirr in den Geschirrspüler und begann, die herumstehenden Teller und Gläser der gestrigen Feier aufzuräumen. In Gedanken war sie bei ihren Verpflichtungen, dann bei ihren Freundschaften und schließlich bei ihrer Familie. Ihr Vater hätte gesagt, sie sei wieder mal »mit dem Kopf in den Wolken«. Aber eigentlich machte sie sich Sorgen. Um Molly, die ihr in letzter Zeit verändert schien, und Anke, die nach der Arbeit immer unglücklich war. Sie dachte an ihre Oma, die geistig und körperlich immer weniger wurde – ausgerechnet ihre kluge, mondäne Oma, die sich, abgehärtet vom Krieg und dessen Folgen, kaum vor etwas erschreckte und vor Jahrzehnten schon entschieden hatte, dass das Gute nur im Kontext des Bösen erkennbar wird und deshalb auch das Böse zwar eine gewisse Berechtigung hatte, allerdings weder hinzunehmen noch gutzuheißen war. Darüber fiel ihr ein Glas aus der Hand und zerbrach am Fliesenboden. Marie fegte die Scherben auf und stieß am Weg zum Mülleimer aus Versehen die Dose mit Kaffeepulver um. Das Pulver verteilte sich über das Spülbecken und den Fußboden. Marie fluchte, entsorgte die Scherben und machte sich daran, den Kaffee wegzuwischen.

Marie hatte eine außergewöhnliche Begabung dafür, sich zu viele Gedanken zu machen. Es war anstrengend, ein reflektierter Mensch zu sein. Ständig stellte sie ihre eigenen Handlungen infrage. Überlegte sich, ob sie das Richtige tat. Überlegte, was das Richtige überhaupt war. Wer festlegte, was richtig war. Dann fand sie sich in einer Endlosschleife aus Fragen und Möglichkeiten wieder, in der gar nichts mehr richtig schien.

Marie beschloss, es wäre das Beste, in ihrem fahrigen Zustand in der Küche momentan nichts weiter anzugreifen. Sie zog sich etwas anderes an, um zur Uni zu fahren. In ihrem Zimmer fand sie zwei T-Shirts, die noch nicht in der Schmutzwäsche lagen, das eine völlig ausgeleiert und das andere wies einen mysteriösen Fleck auf. Schuhcreme, vermutete Marie. Beides waren Indizien, dass Molly und Anke sich ungefragt am Inhalt ihres Kleiderschranks bedient hatten und diese Tatsache zu vertuschen versuchten, indem sie alles fein säuberlich zurückräumten.

Marie seufzte schicksalsergeben und belud die Waschmaschine. Sie zog sich ein Trägertop an und darüber einen riesengroßen Pullover, den sie ansonsten nur in den eigenen vier Wänden und geschützt vor fremden Blicken trug. Heute blieb ihr jedoch keine andere Wahl.

Sie radelte zur Universität, wo sie konzentrierter arbeiten konnte als zu Hause. Als sie an einer Gruppe Jugendlicher vorbeifuhr, kam ihr ihre vierzehnjährige Schwester Vanessa in den Sinn. Nur ungern erinnerte sie sich an dieses Alter. Damals hatte sie sich

in ihrer Haut nicht wohlgeföhlt. Heute verstand sie, dass vermutlich kein Mensch, der vierzehn Jahre alt ist, sich in seiner Haut absolut wohlföhlt.

Marie konnte gar nicht hinsehen, wenn sie auf eine Gruppe verloren und unsicher wirkender Jugendlicher traf. Man wollte sie ganz fest in den Arm nehmen und ihnen so lange »Es ist alles gut, du bist genau richtig, wie du bist« ins Ohr flüsternd, bis sie auch selbst daran glaubten. Es schmerzte Marie, wie sehr sie versuchten, ihre Individualität zu verbergen, nur um nicht womöglich schlechter zu sein als die anderen. Marie wusste, dass in ein paar Jahren genau die Einzigartigkeit das Erstrebenswerte sein würde. Doch momentan befand sich ihre Schwester in der Phase, in der sie anderen gefallen wollte, sich deshalb selbst verleugnete und tat, als besäße sie mehr Selbstbewusstsein, als es tatsächlich der Fall war – genauso wie Marie früher.

Aber Marie wusste auch, dass Vanessa die Teenagerzeit gut überstehen würde, deshalb schob sie die Gedanken mühselig beiseite und genoss den Fahrtwind. Sie föhlte inneren Auftrieb und noch dazu realen Rückenwind – wenn sie es sich recht überlegte, war das eine Kombination, in der alles möglich schien, sogar fliegen.

Schneller, als ihr lieb war, landete sie wieder am Boden der Tatsachen, nämlich als es unter ihr knackte und sie samt Rad in den Straßengraben fiel. Die Fahrradkette war abgesprungen. Eine der kleinen Gemeinheiten, die einem das Leben zwischen die Speichen wirft, damit man ins Straucheln gerät. Marie wollte sich nicht aus der Ruhe bringen lassen, auch wenn sie der Meinung war, dass sie das nach der Sauerei in der Küche nicht unbedingt auch noch verdient hatte. Sie kniete sich hin und reparierte das Fahrrad. Es tat ihr gut, wieder einmal festzustellen, dass sie im Leben doch allein besser zurechtkam und auf weniger Hilfe angewiesen war, als sie manchmal annahm. Ihre schwarzen Hände wischte sie im Gras ab, dann fielen ihr auch Spuren auf ihrem Pullover auf. Auch das noch! Tränen der Wut traten ihr in die Augen – sie wollte einen schönen Sonntag, nicht eine Aneinanderreihung von Unannehmlichkeiten!

Trotzig trat sie in die Pedale und erreichte schließlich das Universitätsgebäude. Sie sperrte das Rad ab und suchte in ihrer Tasche nach dem Universitätsausweis, der auch am Sonntag alle Türen im Gebäude öffnete, damit die Studierenden über einen Onlinezugang Teile der Bibliothek nutzen konnten. Doch sie fand ihn nicht.

»Wer will mich denn bitte verarschen?«, murmelte sie zornig und hockte sich mit ihrer Tasche auf den Boden, um den gesamten Inhalt zu durchwöhlen. »Scheiße!«, rief sie frustriert aus und warf ihre Geldbörse auf den Boden neben sich.

Sie spürte Zornestränen in den Augen und verfluchte ihre Emotionalität. Sie wollte nicht heulend und beschmiert auf den Stufen vor der Uni sitzen, allerdings hatte sie es so satt, sich immer anzustrengen und trotzdem ständig die Erfahrung machen zu müssen, dass nichts von dem, was sie unbedingt wollte, funktionierte. Selbst an einem Tag wie heute, an dem sie von sich aus die nötige Energie mitbrachte, um alles gut laufen zu lassen.

»Brauchst du die noch oder kann ich sie haben?«, fragte eine unbekannte Stimme hinter ihr. Sie drehte sich um und erblickte einen jungen, großgewachsenen Mann, der ihre Geldtasche abwartend in der Hand wog.

Langsam wischte sie sich ein paar Tränen von der Wange. »Meine Geldtasche?«, fragte sie dümmlich.

»Die lag da so herum, als würdest du sie nicht mehr brauchen«, erwiderte er mit einem Lächeln.

Marie musste schmunzeln. Sie wunderte sich mit einem Mal, dass sie aufgrund einer zufälligen Aneinanderreihung von Kleinigkeiten die Nerven derart weggeschmissen hatte. »Doch, die könnte mir noch nützlich sein«, sagte sie und streckte die Hand aus.

»Hallo? Wo kommt diese Stimme her?«, antwortete er.

Verdutzt sah Marie ihn an.

»Kommt die Stimme etwa aus dem Pullover? Ich kann dich vor lauter Pullover fast nicht sehen, du verschwindest regelrecht darin«, sprach er weiter, mit einem breiten Lachen.

Unwillkürlich verzog sich auch Maries Mund zu einem Lächeln. »Der Pullover hat meinem Opa gehört, beleidige nicht sein Andenken.«

»War dein Opa ein Riese mit einem Gewicht von zweihundert Kilo?«

»Jetzt gib mir schon meine Geldtasche«, lachte Marie.

Er gab ihr die Geldtasche und setzte sich neben sie auf die Stufen vor dem Eingang zur Universitätsbibliothek.

»Schaust ein bisschen mitgenommen aus«, stellte er fest.

»Ich bin mit dem Rad gestürzt.«

»Bist du auf den Kopf gefallen?«, erkundigte sich der junge Mann.

»Echt so schlimm, mein Gesicht?«, fragte Marie verunsichert.

»Nicht im Geringsten. So ein Radsturz täte jeder Frau gut, wenn sie danach ausschaut wie du«, gab er zurück. »Ich bin Luis«, überspielte er sein Kompliment sofort, bevor Marie rot werden oder darauf reagieren konnte. Sie war es nicht gewohnt, Komplimente zu bekommen. Das war ein Privileg, das eher Frauen wie Anke oder Molly vorbehalten zu sein schien.

»Marie«, sagte sie und linste verstohlen auf Luis' mageren Körper und die kurzen blonden Haare und dachte, als ihr Herz einen Sprung machte: So etwas passiert mir normalerweise nie.

Optisch, stellte sie fest, war er weit entfernt von ihrer persönlichen Idealvorstellung eines attraktiven Mannes; doch etwas nicht näher Definierbares – vielleicht etwas in seinem Auftreten, vielleicht etwas in seiner Art zu sprechen – hatte dazu geführt, dass sich alle Nerven in ihr unwillkürlich und absolut solidarisch ihm zuwandten.

»Was machst du sonntags bei der Uni?«, erkundigte sich Luis.

»Ich wollte lernen.«

»Aber es ist Sonntag.«

»Gibt es einen Grund, warum man sonntags nicht lernen sollte?«

»Besser wäre es, du gehst mit mir ein Eis essen.«

Marie wandte den Kopf und sah kurz in Luis' braune Augen.

»Ja, besser wär's wohl«, meinte sie und stand auf.